

Das Opfer

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572092>

Nutzungsbedingungen

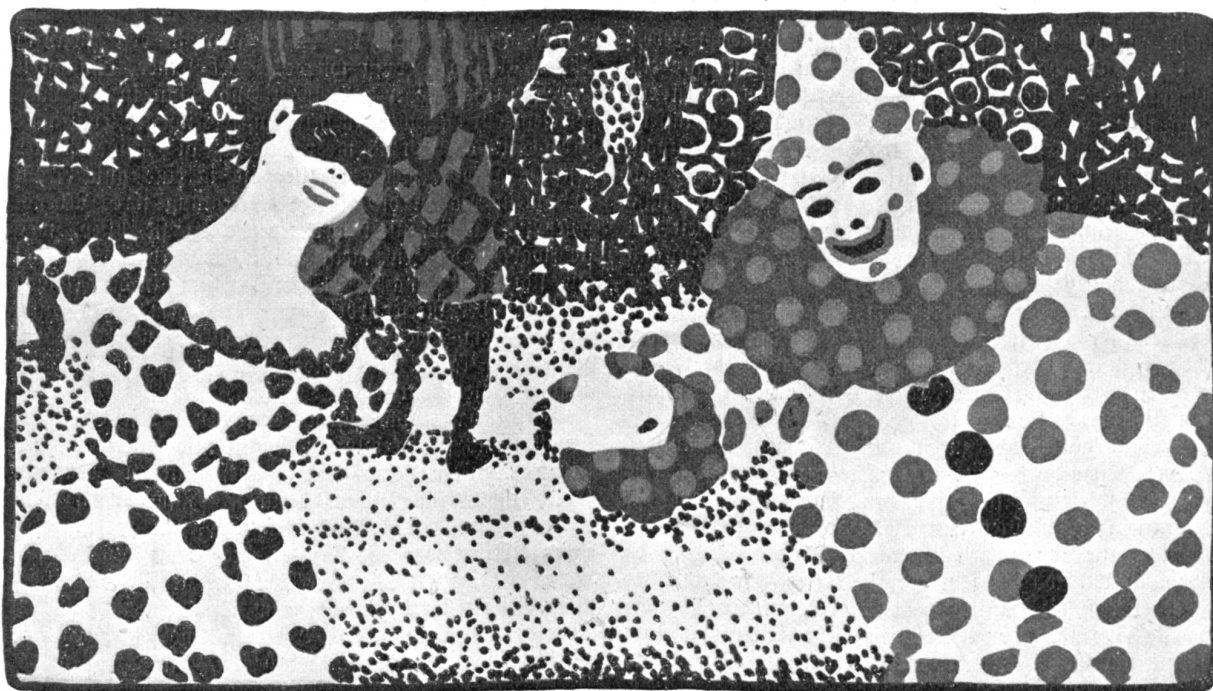
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Fritz Voigt, Basel.

Fisching!

Menschen



Wie hoch sie die Häupter tragen,
Wie stolz sie gehen einher,
Als hätten sie nichts zu klagen,
Als wär' ihnen nichts zu schwer.
Sie tragen heimliche Wunden
Und tragen sich müde daran
Und können nimmer gefunden,
Weil keiner sie heilen kann.

Und ob sie den Meid entfachen,
Sich schmücken das Haupt, die Brust,
Der Welt zu zeigen das Lachen,
Zu schlürfen des Lebens Lust,
Sie tragen heimlichen Kummer,
Sie leiden heimliche Not,
Sie weinen sich nachts in Schlummer
Und suchen und fürchten den Tod.

Anna Behler, Basel.

Das Opfer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Irma Goeringer, Berlin.

Heinz Volker fuhr, wie jedes Jahr, wenn die Hochsommersonne auf das Pflaster der Großstadt niederbrannte, in die kühle Thüringer Heimat, zu den Eltern. Diesmal kam er nicht allein. Was sich die Mutter seit Jahren gewünscht hatte, brachte er ihr jetzt mit, eine Braut. Endlich durfte er ja daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen; nun endlich besaß er die Mittel, um nach seinem Herzen zu wählen — wenn es sich so traf, auch ein armes Mädel.

Es hatte sich so getroffen; Edith Spohr, die einzige Tochter des verstorbenen Generalmajors Spohr und seiner ebenfalls verstorbenen Gemahlin, geborene Baronesse Neuße, war ein blutarmes Ding, das sich seinen Lebensunterhalt höchst kümmerlich mit kunstgewerblichen Zeichnungen verdiente. Für sie bedeutete die Verlobung mit

dem bereits anerkannten jungen Bildnismaler und wohlbestellten Lehrer der königl. Akademie ein außerordentliches Glück. Das sagte sich Edith auch selbst, Tag für Tag. Aber nicht um der Dinge willen, die man in Zahlen knapp und klar ausrechnen kann, sondern weil sie ihren Bräutigam liebte, mit einer scheuen demütigen Liebe, die nicht frei von Götzendienst blieb. Für sie war der Mann, der, aus niedrigen Kreisen stammend, ohne Protektion, nur sich selbst seine nun so bevorzugte Stellung verdankte, ein bewunderter Held. Sie kannte ja die Schwierigkeiten des Bergsteigens in der Kunst. Sie wußte, was es hieß, an den glatten steilen Wänden emporzuklettern, Schritt für Schritt mit der Vernichtung kämpfen zu müssen um den schmalen Raum für eines Fußes Breite. Wohl verehrte sie die hohe künst-

lerische Begabung des Freundes; aber mehr noch, viel mehr galt ihr seine hartnäckige Energie, die dem Leben den Tribut abgerungen hatte. „Das kann nur ein Mann,“ dachte sie, und ein hingebendes Verlangen ergriß sie, sich von dieser starken Hand führen zu lassen.

Heinz Volker fühlte das wohl. Seine unbedingte Herrschaft über das feine Geschöpf freute ihn; es gab seiner Liebe einen eigenen, prickelnden Reiz. So mußte es auch sein. Das Weib mußte die Ueberlegenheit des Mannes als heiligste Ueberzeugung bekennen — dann gab es eine gute Ehe.

Liebevoll legte er den Arm um seine Braut und erklärte ihr die schon heimatlische Gegend. Er sprach lebhaft, mit scharfem Sinn für das treffende Wort und mit der natürlichen Freude des deutschen Mannes am Belehren.

Edith hörte ihm zu in aufmerksamer Spannung. Seine Heimatliebe gefiel ihr. Sie war von zu Hause an ein starkes Gefühl für den Boden, in dem die Familie ihrer Mutter wurzelte, erzogen worden. Der Vater hatte sich zwar als echter Soldat überall da wohl gefühlt, wo ihn sein oberster Kriegsherr hinstellte; aber er ließ die Gattin gewähren, die, an der Heimatscholle hängend, ihrem Kinde diese Liebe weitergab. Nun freute sich Edith über den verwandten Gedanken in des Geliebten Brust. So wohl tat ihr auch seine tiefe, verehrende Liebe zu den Eltern. Die Stunde, in der er ihr zum ersten Mal eingehend von Vater und Mutter erzählte, würde ihr unvergeßlich bleiben.

Es war an dem Tage, als er sie fragte, ob sie sein Weib werden wolle. Damals erzählte er ihr, daß seine Eltern kleine Leute seien, der Vater Schlosser, die Mutter eine arme Dienstmagd, die noch in seinen Kinderjahren bei fremden Leuten gewaschen habe. „Du siehst, ich bin ein richtiges Proletariatskind. Schreckt dich das nicht ab?“ fragte er sie lächelnd. Sie hatte an seiner eleganten Gestalt emporgeblickt, in seine stolzen, herrischen Augen gesehen und zärtlich geflüstert: „Ich habe dich nur noch lieber!“

Er dankte ihr mit einem innigen Kuß; dann sprach er weiter: „Kind, du kannst es dir ja gar nicht vorstellen, wie es bei so armen Menschen aussieht! Mutter hat sich das Essen in ihren Kundschaftshäusern vom Munde abgespart und es uns abends nach Hause gebracht. Vater saß noch die halben Nächte über eigenen Arbeiten, die er außerhalb der Fabrik anfertigte, um ein paar Groschen dazu zu verdienen. Und dabei ist mein Vater ein Erfindertalent, ein Künstler in seinem Fach. Was hätte aus dem werden können, wenn er frei und unabhängig gewesen wäre! Aber so mußte er Weib und Kind ernähren...“ Heinz unterbrach sich und zog die Stirn in Falten.

„Er muß deine Mutter doch sehr lieb gehabt haben, um solche Lasten auf sich zu nehmen,“ sagte Edith sanft begütigend. Heinz antwortete nicht; er sah überlegend vor sich hin und zog nervös an seinem Schnurrbart. Dann faßte er mit einem plötzlichen Entschluß Ediths Hand.

„Einmal erfährst du es doch, Kind — darum will ich es dir lieber gleich sagen. Ich war schon fast zwei Jahre alt, als meine Eltern heirateten. Mein Vater tat es aus Mitleid — ich dauerte ihn. Er hat mir ein unsägliches Opfer gebracht — ich kann es ihm nie

genug danken. Wie hätte sich der Mann entwickeln können in der Freiheit — er war ja erst zwanzig Jahre, als ich geboren wurde! Bei seiner Tüchtigkeit wäre er rasch höher gekommen und dann in der Lage gewesen, ein Mädchen zu heiraten, das ihn weiter brachte durch Geld oder etwas mehr Bildung, als meine Mutter besitzt. Gewiß, meine Mutter ist ja eine gute Frau, und mein Dasein die einzige Verfehlung ihres Lebens. Aber sie hat sich nicht weiterentwickelt, sie blieb, was sie war. Dagegen mein Vater, was hat der nicht aus sich selbst gemacht! Ohne Anregung in dem kleinen Nest bei der Miesearbeit, nur aus dem Willen zum Höhern, dem Trieb, sich zu vervollkommen! Wahrhaftig, ich kann nicht anders als mit Ehrfurcht an meinen Vater denken!“

Heinz hatte sich warm gesprochen. Die Erregung leuchtete aus seinen dunkeln Augen und zitterte in den feinen Winkeln seines kräftig geschnittenen Mundes. Edith fühlte sich seltsam berührt. Zum ersten Mal hörte sie in diesem Ton von der Frau reden. In ihren Kreisen war die Mutter, die Dame des Hauses, etwas Heiliges. Wie ehrerbietig neigte sich die ritterliche Gestalt ihres Vaters beim Kommen und Gehen über der Gattin Hand! Wie respektvoll sprachen ihre Bettern von der eigenen Mutter! Kein Sohn würde es da wagen, mit kritischem Urteil an die Mutter heranzutreten oder sie mit einem Maßstab irgend welcher Art nach ihrem Werte zu messen. Das war der gute Ton, der, in der Kinderstube anerzogen, sich im Leben nicht verleugnen konnte. Ihr Vater pflegte zu behaupten: „So, wie ein Sohn von seiner Mutter spricht, so wird er gegen seine Frau handeln.“

Wenn Heinz so streng über die Frau urteilte, die ihn geboren und erzogen, wie streng würde er dann zu dem Weibe sein, über das er Herrenrechte besaß! Edith aber fürchtete nichts so sehr als Härte und Lieblosigkeit. Manchmal schon hatte sich ihr Herz bang zusammengezogen, wenn Heinz ihr etwas schroff verwehrie oder ihr auf ein zärtliches Wort eine kühle Antwort gab. Sie tröstete sich zwar schnell mit der vernünftigen Einsicht, daß wahre Mannesliebe sich nicht in Tändeleien äußert und daß man von einer ernsten Natur kein kindisches Gekose erwarten darf. Und doch — es gibt kleine Zartheiten des Empfindens, die erst beweisen, ob der Trieb des Gefühles frei ist von Egoismus, ob das Bestreben besteht zu geben, ebensoviele zu geben wie zu empfangen. Diese kleinen Zartheiten sind es, die das Leben schöner machen, die ausgleichen, verjöhnen und die Liebe erhalten. Eine Frau wird an der Seite eines Mannes, der davon nichts wissen will, immer ein hartes Leben haben.

Edith dachte noch oft an jenes Gespräch, und absichtlich veranlaßte sie Heinz, ihr viel von seinen Eltern zu erzählen. Sie wollte ja des Mannes Wesen im innersten Leben kennen lernen, damit sie ihm und sich ein wirkliches Glück schaffen konnte. Die Liebe allein genügt dazu nicht — die kann wohl erfinderisch machen und hellsehend; aber der flugwägende Verstand muß dem Herzen zur Seite stehen, als Richter und Vermittler. Soviel hatte Edith Spohr, die Generalstöchter, draußen, außerhalb der Mauern des Elternhauses durch stilles Beobachten gelernt.

Mit der größten Freude nahm sie daher Volkers Vorschlag an, seine Eltern in der Ferienzeit mit ihm zu besuchen. Im Vaterhause hoffte sie dem Geliebten noch näher zu kommen, ihn ganz verstehen zu lernen.

„Jetzt sind wir gleich da,“ sagte Heinz und griff nach den Gepäckstücken. Ohne Umstände schob er Edith eine schwere Reisetasche und seine Cylinderkoffer zu, während er für sich die beiden Handkoffer bestimmte. Das junge Mädchen dachte, daß in ihren Kreisen ein armer Leutnant lieber seine letzten fünfzig Pfennig an einen Dienstmann gewandt hätte, als einer Dame zumuten, ein Gepäckstück, noch dazu einen Toilettengegenstand des Herrn zu tragen. Ueberhaupt war sie an eine andere Art des Reisens gewöhnt. Mit ihrem Vater hatte sie stets die erste Klasse benutzt, und jede Anordnung während der Fahrt galt nur ihrem Behagen. Kleine Kissen für Rücken und Nacken, allerhand Erfrischungen, eine feine, leichte Reisebede — wehe dem Diener, der eines dieser unerlässlichen Dinge vergessen hätte! Auch später, als ihre Kasse knapp war, fuhr sie nur II. Klasse. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß es anders sein könne. Heinz aber nahm kaltblütig „Dritter“ mit dem lakonischen Zusatz: „Wir müssen sparen!“

Edith fügte sich schweigend, einmal weil er die Kosten dieser Reise bestritt, dann weil sie sich vorgenommen, seine Gewohnheiten zu den ihren zu machen. Sie nahm auch ruhig die Reisetasche und die Cylinderkoffer.

Als der Zug hielt, drängte sich Heinz eilig vor: „Komm rasch hinter mir her, sonst bekommen wir keine Droschke; hier steht immer nur eine!“

Wenige Minuten später saßen sie im Wagen. Heinz nahm die Hand seiner Braut: „Eines muß ich dir noch sagen, Kind: Keine Zärtlichkeiten vor meinen Eltern! Sie sind das nicht gewöhnt. Ueberhaupt, halte dich ein bißchen zurück; Ueberschwenglichkeiten sind bei uns nicht Mode!“

Edith schwieg bedrückt. Sie kam sich plötzlich so verlassen vor, als habe sie sich in fremdes Land verirrt. Auch Heinz schien ihr ferngerückt. Zum ersten Mal empfand sie die scharfe Trennung in der Wesensäußerung der Gesellschaftsklassen, und sie dachte an ihres Vaters Wort: „Es ist eine Kluft, und es bleibt eine Kluft zwischen dem vierten Stand und uns. Sie tut sich in der Kinderstube auf, und auch der beste Wille vermag sie nicht zu überbrücken!“

Der Wagen fuhr über einen breiten Platz und bog dann in eine enge, ziemlich steile Gasse ein. Er hielt vor einem schmalen Haus mit einem hübschen alten Giebel. Heinz sprang hinaus, reichte seiner Braut die Hand und zog sie mit sich in den Hausflur. Er wollte eine Tür zu ebener Erde öffnen, als sie sich von innen aufließ. Auf der Schwelle stand eine große, starke Frau, die ihm lachend die Hand entgegenstreckte: „Der Heinz! Ja, bist du schon da! Na, guten Tag!“ Sie bot auch Edith die Hand: „Es freut mich, Fräulein, Sie sind uns willkommen!“ Dann rief sie über die Schulter zurück: „Karl, komm doch; der Heinz ist da und das Fräulein Spöhr!“ Edith hörte im dunkeln Hintergrunde etwas poltern, dann von einer unendlich gutmütigen Stimme einen halben Fluch, und der Vater

ihres Liebsten trat in die Erscheinung. „Nu aber, ich hab's mir ja gleich gedacht, daß du um die Zeit kommst, Junge! Recht, daß du da bist, und recht, daß er Sie mitgebracht hat, Fräulein! Sie sind mir willkommen!“

Edith drückte die Hände der Eltern. Woran lag es nur, daß ihre Bangigkeit ganz verflogen war? Die Stube, nur vom Hof her belichtet, war nieder und dumpf, die Möbel äußerst einfach — ein Heim, wie es Edith Spöhr niemals betreten hatte. Und doch fühlte sie sich weder fremd noch gedrückt. Eine große, ehrliche Herzlichkeit ging von den beiden Leuten aus, die mit unverhehltem Stolz auf ihren stattlichen Sohn blickten. Außerlich glich Heinz keinem der Eltern; der Vater war viel kleiner und derber gebaut, die Mutter hatte ein schönes, feinzügiges Gesicht, dessen Friche noch von dem fast weißen Haar erhöht wurde, lustige, sehr kluge, helle Augen und einen energischen Mund. In ihrem Lachen klang manchmal der Ton mit, den Edith an ihrem Verlobten so sehr liebte.

Umstände wurden nicht gemacht. Die Mutter kochte einen Kaffee und schwatzte dabei fröhlich aus ihrem kleinen Kochwinkel mit Edith. Das junge Mädchen empfand es äußerst angenehm, daß man ihre Anwesenheit wie etwas Selbstverständliches hinnahm, ohne sie durch prüfendes Anstarren oder sondernde Fragen zu verlegen. Edith gewahrte, daß hierin diese einfachen Menschen mehr Takt bewiesen, als manche Gesellschaftsmitglieder, und unwillkürlich gab sie sich gerade deswegen ganz offen und frei.

Als man mit dem Kaffee fertig war, sagte die Mutter: „Ich hab's so eingerichtet: der Vater schläft bei Heinz in dessen Stube, und das Fräulein Edith kommt zu mir. Mehr Platz ist eben nicht da. Wenn's Ihnen recht ist, zeig' ich Ihnen jetzt das Zimmer, und nachher machen wir noch einen Spaziergang.“

Die Männer lachten, und der Vater meinte: „Natürlich, wenn du nur spazieren gehen kannst! Immer ins Vergnügen! So 'n faules Frauenzimmer! Arbeiten sollst du!“

Frau Volker schüttelte unbekümmert den Kopf: „Ich hab' genug gearbeitet in meinem Leben; nun will ich auch was haben auf meine alten Tage. Den Männern kann man nie genug tun. Der Heinz ist auch so; lassen Sie sich nur nichts von ihm einreden, Fräulein!“

„Die Edith wird immer tun, was ich will, Mutter! Die zieh' ich mir besser als der Vater dich; da gilt nur, was ich sage, nicht wahr, Edith?“ Heinz sah seine Braut mit lachender Ueberlegenheit an; sie nickte ihm zu, ein wenig verlegen und rot; dann folgte sie der Mutter.

Die Schlafstuben lagen im obersten Stockwerk, die übrigen Räume waren vermietet. Frau Volker hatte bereits alles zu Ediths Empfang hergerichtet. „Das ist Ihr Bett,“ sagte sie freundlich, „und da schlaf ich.“

Ueber dem Lager der Mutter hing in schönem Rahmen ein großes Bild des Sohnes. Es war sprechend ähnlich. Edith trat davor und betrachtete es sinnend. „Er hat es mir zum Geburtstag geschenkt,“ erzählte Frau Volker. „Ich ließ es gleich einrahmen und hängte es über mein Bett. Da seh' ich den Jungen beim Erwachen und beim Schlafengehen, zuerst und zuletzt am Tage.“ Stumm griff Edith nach der Mutter Hand und

drückte sie. „Ich hab' ihn sehr lieb,“ sagte sie nach einer Weile. Frau Volker nickte. „Das merkt man auf den ersten Blick. Es freut mich auch. Der Heinz ist ein guter Bursch. Ein bißchen rauh manchmal; aber er meint's nicht so. Wenn Sie ihn zu nehmen wissen, ist er gar nicht schlimm. Die Männer sind nun mal so — ganz anders als unsereins. Man muß sich drein schicken!“

Sie setzte sich auf einen Stuhl und plauderte behaglich weiter:

„Der Heinz wird's Ihnen ja erzählt haben, wie schwer es uns am Anfang gegangen ist. Mein Mann hat tüchtig arbeiten müssen, und ich auch. Den ganzen Tag waschen und scheuern bei fremden Leuten, dann abends noch zu Haus alles wegschaffen und dazu das Kind! Ich hab' den Heinz nicht gern nur eine Stunde von meiner Seite gelassen. Überall wollt' ich ihn dabei haben. Später, als der Bub größer wurde, nahm ich mir Arbeit ins Haus. Mein Mann plagte sich die Nächte durch. Der Heinz sollte ja was Ordentliches werden. Mein Mann hatte ‚Lehrer‘ im Kopf. Der Junge wurde auf's Seminar geschickt und brachte immer die besten Zeugnisse heim. Aber ich merkte schon: etwas war nicht richtig dabei. Schon als kleiner Kerl konnte man den Heinz glücklich machen mit einem Stückchen Papier und einem Bleistift. Bunte Stifte, das war nun gar sein Entzücken. Und eines Tages kam's raus: Maler wollt' er werden! Daran hing sein Leben. Dem Vater getraute er sich's nicht zu sagen, aber mir. Damals hab' ich viel durchgemacht. Der Junge wurde von Tag zu Tag blasser und unmutiger; mein Mann, dem ich den Grund schließlich sagen mußte, wollte seinen Kopf durchsetzen und schalt auf den Heinz, daß kein gutes Haar an ihm blieb. Er meinte, der Bub' wolle nur lieberlich werden, die Künstlerideen seien nur Faulheit, es müsse einer verrückt sein, der das sichere, geachtete Brot eines Lehrers wegen solcher Lumpereien aufgebe. Der Heinz aber ließ nicht nach. Ich half ihm dann, daß er das, was er gemacht hatte, zu dem bekanntesten Maler hier bringen konnte. Der sagte gleich: ‚In dem Jungen steckt ein großes Talent!‘ Er ging auch zu meinem Mann und brachte es fertig, daß der Heinz bei ihm Stunden bekam. Mein Mann gab's ja schließlich zu; aber recht war's ihm nicht. Er blieb dem Heinz gram. Ein Jahr ging das so weiter; da kommt der Heinz mal freibeweis heim: sein Meister geht nach Berlin. Nun fing die Not von vorne an. Bis der Vater erlaubte, daß Heinz mit nach Berlin durfte — das war ein hartes Stück Arbeit! Ich hab' dem Mann keine Ruh' gelassen, nicht bei Tag noch Nacht, bis er schließlich zugab: ‚Meinetwegen; aber wenn der Bursch verkommt, ist es deine Schuld!‘ Das war nun meine Sorge nicht. Ich kannte den Jungen, und ich wußte, was in ihm steckte. Wer soll's denn auch besser wissen! Ich hab' ihn doch unter meinem Herzen getragen! Eine Mutter fühlt so etwas am sichersten. Schwer aber kam's mich an, daß ich den Heinz hinaus lassen mußte unter fremde Menschen, die es ja gar nicht gut mit ihm meinen konnten. Ich hab' mein Kind doch lieb... Da hat die Trennung viele Tränen gekostet, und der Mann durst's nicht sehen. Der wollte nichts mehr von Heinz wissen, jahrelang nicht, weil er sich ihm widersetzt

hatte. Erst jetzt, in den letzten zwei, drei Jahren ist das besser geworden, na, und heute ist keiner so stolz auf ihn wie der Alte!“

Frau Volker lachte — mit dem lieben, warmen Lachen ihres Jungen. Edith fühlte sich aber in innerster Seele bewegt. Welch tapferes Herz, ein wie heller, tatkräftiger Verstand lebte in der einfachen Frau! Durch die vielen Jahre hin hatte sie gläubig auf ihres Kindes höhere Berufung vertraut, hatte ihm die Wege geebnet, ohne daß er es wußte, und in ihrer treuen, stillen Mutterliebe unzählige Opfer gebracht, die der Sohn kaum ahnte. Gewiß war es recht und gut, daß Heinz dem Vater dankte für das schwere Opfer seiner Freiheit; aber vor seiner Mutter mußte er niederknien und ihr in heißer Dankbarkeit die Hände küssen!

Edith beschloß, in der nächsten einsamen Stunde mit Heinz von seiner Mutter zu sprechen. Am liebsten wäre sie Frau Volker um den Hals gefallen und hätte sie tüchtig abgeküßt. Aber noch rechtzeitig fiel ihr Heinzens Warnung ein. So begnügte sie sich mit ein paar herzlichen Worten: „Ich danke Ihnen vielmals für Ihr Vertrauen. Was ich tun kann, damit Heinz immer daran denkt, Ihnen Ihre Liebe zu vergelten, das soll gewiß geschehen.“

„Na, er soll Sie glücklich machen und selber glücklich werden; dann bin ich schon zufrieden! Dafür hat man ja schließlich gelebt,“ sagte Frau Volker und nickte Edith freundlich zu. „Aber kommen Sie jetzt; sonst schelten die Männer und denken, daß wir Heimlichkeiten haben!“

Unten in der kleinen Wohnstube saßen Vater und Sohn in dickem Tabaksqualm. Man sah es der Miene des Aelteren an, daß ihn die Unterhaltung sehr befriedigt hatte. Mit sichtlich Freude blickte er auf den Sohn. Aber Heinz fuhr Edith ärgerlich an: „Wo steckst du denn so lang?“ Er konnte es nicht leiden, wenn sie sich von ihm entfernte. Er mußte stets das unmittelbare Gefühl des Besitzes haben.

„Deine Mutter hat mir von deiner Jugend erzählt,“ sagte Edith sanft; „dabei haben wir die Zeit vergessen.“

Heinz fühlte sich von dieser stillen Huldigung geschmeichelt und machte ein freundlicheres Gesicht. Der Vater aber sagte: „Na ja, wenn die Alte nur schwachen kann, dann ist ihr wohl!“ Es war nicht böse gemeint, und Frau Volker nahm die Worte auch keineswegs übel. Doch in Edith regte sich eine leise Empörung gegen diese dauernde Geringschätzung der Frau. Was hatten denn die Männer getan? Ebenfalls geschwätzt, nur daß hier offenbar Heinz der Erzähler gewesen war. Aber natürlich, an das Plaudern der Frauen wurde ein geringerer Maßstab gelegt — die hatten sicher nur geklatscht!

Heinz stand auf und reckte die Arme. „Also los!“ sagte er. „Wo soll's denn hingehen, Mutter?“ Sie wandte sich fragend an ihren Mann. „Was meinst denn du, Karl?“

„Geht doch auf die Feste; da hat Fräulein Edith gleich den schönsten Blick über unser kleines Nest!“

„Das ist eine Idee! Und der Vater kommt später nach. Wir essen oben zu Nacht; dann braucht die Mutter am ersten Abend nichts zu richten, und wir sind recht vergnügt zusammen!“ rief Heinz.

Edith freute sich so sehr über diese kleine Rücksichtnahme ihres Liebsten, daß sie lebhaft für das Projekt stimmte. Die Eltern waren damit zufrieden; nur die Mutter erklärte, sie wolle dann später mit dem Vater nachkommen, es gebe doch noch ein paar Sachen für sie zu tun. Damit wollte sie dem Brautpaar ein paar Stunden des Alleinseins schenken. Die beiden nahmen es dankbar an; denn jedes hatte dem andern viel zu sagen. Arm in Arm gingen sie den Weg, den Heinz lange Jahre Tag für Tag gegangen war in die Schule, ins Seminar — Anlust im Herzen.

Heinz drückte den Arm seiner Braut zärtlich an sich: „Du hast meinem Vater sehr gut gefallen. Er hatte sich unter einer Generalstochter etwas ganz anderes vorgestellt. Ich freue mich darüber, daß ihm mein Mädel zusagt. Und mit der Mutter geht's auch, nicht wahr? Da mußt du allerdings etwas Rücksicht haben!“

„Nein, Heinz, das ist durchaus nicht nötig. Deine Mutter ist eine sehr geachtete Frau, die viel tiefer schaut, als du vielleicht denkst. Sie kann auch sehr gut ausdrücken, was sie denkt, und wenn ihr der Schluß einer guten Schulbildung fehlt, so hat sie dabei andere Vorzüge, die du bei mancher hochgelehrten und formgewandten Dame vergebens suchst!“ widersprach Edith lebhaft.

„Und das wären, kleiner Advokat?“

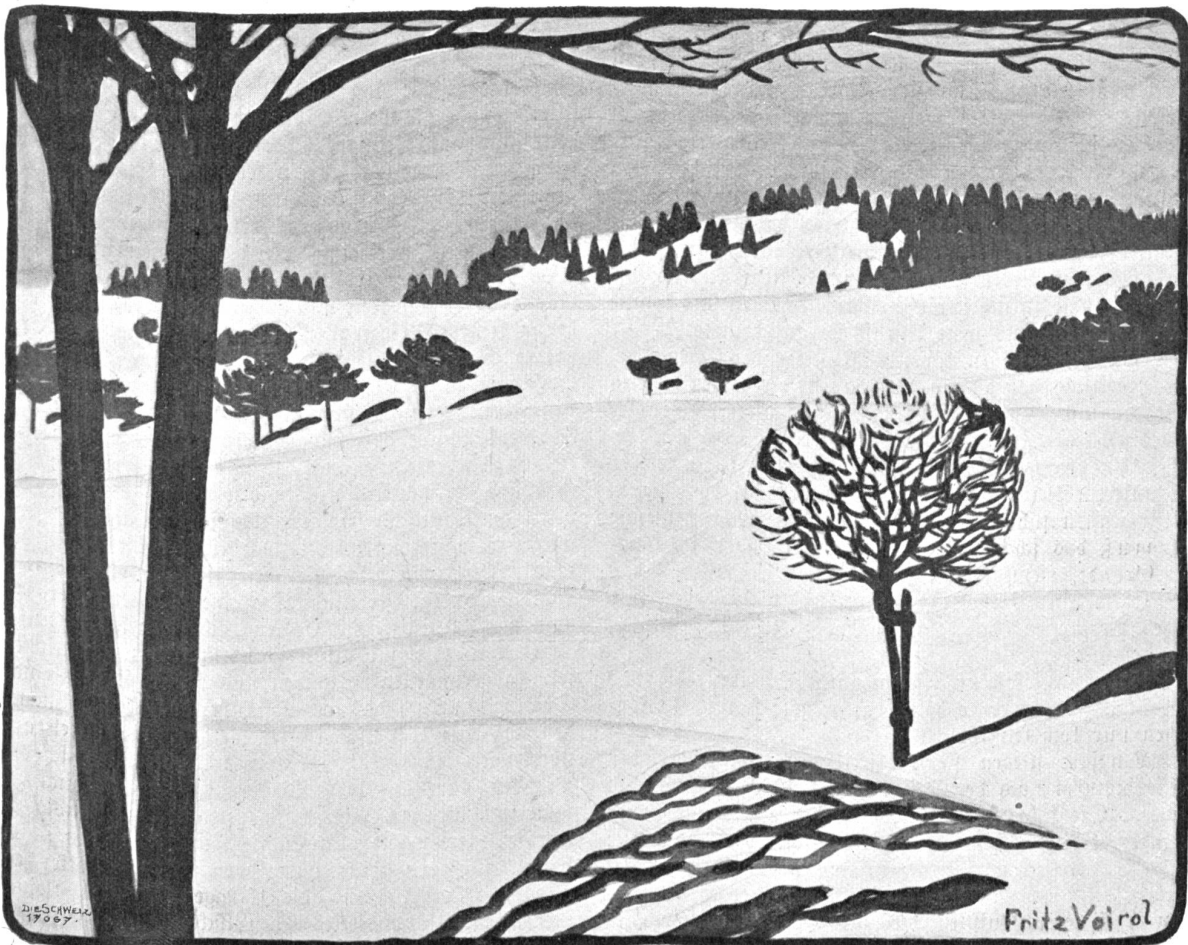
„Ein gutes Herz und ein treues Mutterempfinden.“

„Das gebe ich zu,“ sagte Heinz ernster. „Aber sie hat auch viele Fehler. Du kannst es mir glauben, Kind; ich kenne die Verhältnisse besser als du.“

Edith ließ sich nicht abschrecken: „Du bist ungerecht gegen deine Mutter.“

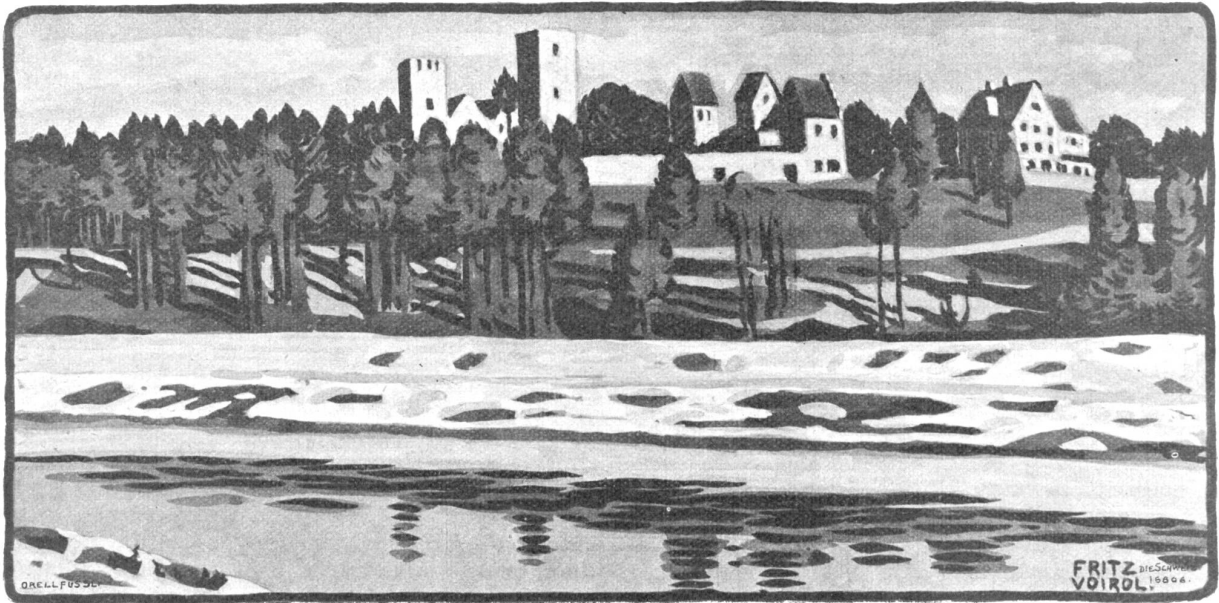
Heinz Volker blieb einen Augenblick stehen: „Ich will dir mal was sagen, mein Kind. Den Wert meiner Eltern kenne ich ganz genau. Ich habe ja die dreißigjährige Erfahrung für mich. Jedenfalls ist mein Urteil etwas begründeter als das deine. Diskussionen darüber sind überflüssig. Also laß' das jetzt! Ich gehe mit dir diesen Weg, um dich an meine Erinnerungsstätten zu führen, und du wirst jetzt so gut sein mir zuzuhören, verstanden?“

Er sagte es halb scherzend; aber Edith kannte ihren Bräutigam zur Genüge, um zu wissen, daß sie schweigend gehorchen mußte. Einem bestimmt ausgesprochenen Wunsche hatte sie sich stets zu fügen, wenn es nicht arge Verstimmung geben sollte. So schluckte sie denn alles, was sie sagen wollte, mit einem leisen Seufzer hinunter und lauschte, wie er es verlangte, seinen Erinnerungen. Heinz führte seine Braut an den Stätten vorüber, in denen er viele tausend Stunden seines jun-



Fritz Voirol, Basel.

Winterlandschaft.



Fritz Voirel, Basel.

Grünwald an der Aar.

gen Lebens zugebracht hatte — Schulhaus und Seminar. Er erzählte ihr von seinen Kinder- und Jünglings-träumen — töricht-poetische Phantasien, verwirrtes und doch dem Erkennenden so leicht entwirrbares Gespinnst einer sehnsuchtsvollen, auf sich selbst angewiesenen Künstlerseele. Sehr einsam war er damals gewesen: wem hätte er sich anvertrauen sollen? Den Gleichaltrigen geistig überlegen, hielt ihn anderseits die natürliche Scheu des werdenden ab, sich einem Reifen anzuvertrauen. Auch würde ihn niemand verstanden haben, selbst die Mutter nicht. Dazu stand sie zu sehr mit beiden Füßen im nüchternen Leben. Niemand wurde ihm Führer; die Unrast mußte in sich selbst zur Ruhe kommen und konnte es nicht, weil stets neue Unrast sie aufscheuchte.

Edith folgte seinen Worten mit steigender Teilnahme.

„Gottlob, daß du den Mut hattest, dir deinen eigenen Weg zu suchen, Heinz! Was wäre sonst aus dir geworden?“

„Ein elender Mensch, Edith. Gerade heute wieder in unserem kleinen, engen Heim und hier vor diesem alten Kasten fühl' ich's wieder mal so recht deutlich: ich muß das schaffen, was ich in mir habe; ich ginge zu Grunde, wenn ich es nicht könnte!“

Edith nickte lebhaft: „Ich versteh' dich, Heinz, und jedes Verlangen, das dich deinem Ziele entgegentreibt, sei gesegnet!“

Und nun folgte eine jener guten Stunden, die das Brautpaar einander so nahe brachte, wie sich zwei Menschen nur kommen können.

Langsam stiegen sie dabei immer höher über den Eckardsturm nach der Feste, bis sie die Höhe erreicht hatten. Sie führten sich dabei an der Hand wie artige Kinder. Edith drückte zärtlich die Rechte ihres Liebsten:

„So wollen wir immer zusammengehen durch unser Leben wie jetzt den ersten Weg in deiner Heimat — ein zielsicherer Aufstieg bis zur Höhe und Hand in Hand!“

Da nahm Heinz seine liebe Braut in den Arm und gab ihr, unbekümmert um die vielen neugierigen Blumen- und Gesichter rings umher, einen innigen Kuß.

Edith Spöhr saß in der Werkstätte und schaute still bewundernd ihrem Schwiegervater zu. Karl Volker hatte nur ganz einfach „Schlosser gelernt“; aus sich selbst heraus aber war er ein Künstler geworden. Sein praktischer Sinn half ihm schon in der Fabrik allerhand Verbesserungen, wertvolle Vereinfachungen mühseliger Mechanismen, zweckmäßige Neugestaltungen zu erfinden. Was er nach der Arbeitszeit sich zu Hause die halben Nächte durch ausdachte und aufzeichnete, brachte er treuherzig seinem Prinzipal. Der freute sich, lobte den geschickten Arbeiter, besaß das Kapital, um die Sachen ausführen zu lassen, nahm auf einige sogar Patente und steckte den Gewinn vergnügt in seine eigene Tasche.

Karl Volker aber plagte sich nach wie vor um einen kleinen Wochenlohn in der Fabrik ab und schaffte Sonntags und in späten Abendstunden kleine, feine Reparaturen an Kunstschlossereigegegenständen, die ihm hin und wieder privatim anvertraut wurden. Seine große Geschicklichkeit darin sprach sich allmählich herum, und seine Kundschaft vergrößerte sich. Der eine und der andere sah auch mal Arbeiten, die Volker nach eigenen Entwürfen angefertigt hatte, mit unzureichendem Werkzeug, in mühselig abgerungenen Stunden und kaufte sie zu einem Spottpreis. Auch das sprach sich herum; Kenner suchten den schlichten Schlosser in seinem Werkstattwinkel auf, übertrugen ihm kostbare Sachen und bezahlten schäbig. Trotzdem kam auf diese Weise ein kleines Kapital zusammen, mit dem Volker sich getraute, selbständig zu werden. Er wagte den Schritt, und er gelang. An seinem silbernen Hochzeitstag besaß Karl Volker ein eigenes Häuschen und die Anlage zu einem kleinen Vermögen. Und das alles ohne Glückszufälle, ohne fremde Hilfe, einzig und allein als Ertrag eines niemals ra-

stenden Fleißes, einer unermüdblichen Arbeitskraft und der äußersten Anspruchslosigkeit der Lebensführung.

Edith bewunderte das grenzenlos. Wie ganz anders lebte man in ihren Kreisen! Wer da fünfzehn bis zwanzigtausend Mark Einkommen hatte, der legte keinen Pfennig zurück — das „standesgemäße Auftreten“ verzehrte es. Und wenn der Ernährer starb, blieb die Familie in Armut zurück und hungerte sich „standesgemäß“ durch. Denn einen praktischen Beruf zu ergreifen, war trotz allen Fortschreitens der Frauenbewegung ein seltenes Auskunftsmittel. Dazu wurde man auch gar nicht erzogen, dazu hätte man den Töchtern viel zu viel vom wirklichen Leben sagen müssen, und das schadete wieder den Heiratsaussichten in den bevorzugten Kreisen, wo sträfliche Unkenntnis des wahren, grausamen, blühenden Lebens als gleichbedeutend mit Unschuld galt.

Auch Edith hatte erst durch Heinz, der sie rücksichtslos mit beiden Füßen auf den harten Boden der Wirklichkeit stellte, klare Vorstellung vom Leben gewonnen. Vielleicht war Ediths Denken tiefer, ihre Analytischkeitsfähigkeit einzelner Seelenzustände ausgebildeter, ihr Empfindungsleben feiner, ihr Verstand sogar schärfer — Heinzens praktische Sicherheit, sein energisches Zusprechen oder schroffes Abweisen behielt am Ende doch immer recht. Diese derbe Nüchternheit siegte zuletzt stets.

In dem halben Jahr ihrer Verlobung hatte Edith gelernt, sich ganz dem Willen des Mannes zu fügen. Er imponierte ihr, und seine despotische Art duldete auch kein anderes Verhältnis. Und da Edith liebte, so gab sie sich selbst auf und suchte ein Teil zu werden von ihm.

Mit den Schwiegereltern vertrug sie sich ausgezeichnet, zumal, seitdem sie zu ihr sagten. Wenn sie mit der Mutter allein war, sprachen sie nur von Heinz. Wie Edith jetzt ihr ganzes Leben anfüllte mit den Gedanken an ihn, so war das Leben der Mutter erfüllt gewesen von der Sorge und Liebe für ihren Jungen. Edith sah noch einmal all die Kämpfe um Heinzens

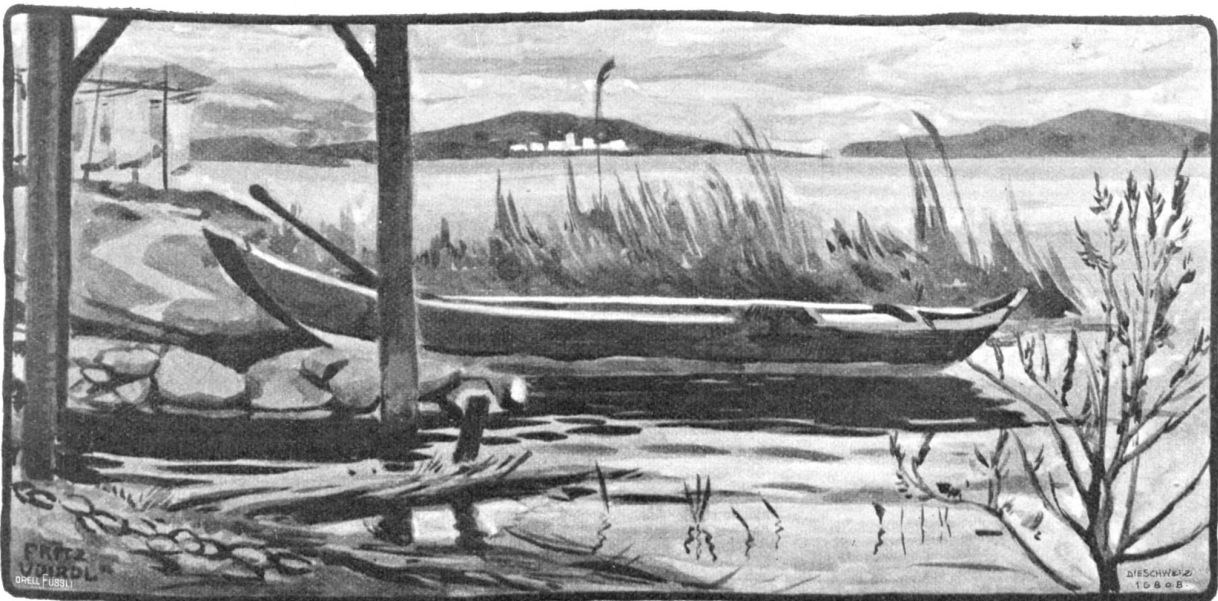
Ausbildung, um das bißchen Geld, das man ihm geschickt hatte, um jedes Wäschestück, das die Mutter dem grollenden, unmutigen Vater abringen mußte. Und wie hatte die Frau gespart! Pfennig auf Pfennig gelegt, Groschen auf Groschen! Wahrhaftig, an diesem eigenen Häuschen, an dem kleinen Vermögen kam ihr gerechterweise die Hälfte zu!

Heinz hatte Edith einmal gesagt: „Meine Mutter hat großen Respekt vor dem Vater. Ihre Schwestern sitzen alle in Armut, und sie ist Hausbesitzerin. Das verdankt sie doch nur der Arbeit des Vaters!“

Das fand Edith nicht mehr, seit sie in die Verhältnisse hineingeschaut hatte. Was würde Karl Volker erreicht haben mit einer verschwenderischen, faulen, vergnügungssüchtigen Frau? Was taten die Frauen, unter denen Edith aufgewachsen war? Sie legten die Hände in den Schoß, wenn sie nicht gerade das Geld ihres Mannes zum Fenster hinauswarfen. Da arbeitete keine. Und die Frauen, die Edith in den letzten Jahren kennen gelernt? Frauen, die mit der Feder, dem Pinsel Geld verdienten, die ihre Talente auf der Bühne ausnützten oder das, was sie auf der Universität gelernt, im Dienste der Menschheit verwendeten? Die führten eigene Kasse, ließen sich von ihren Männern nichts dreinreden und beanspruchten Sitz und Stimme in jeder Lebensfrage. „Wir verdienen, was wir brauchen, sind also von unsern Männern nicht abhängig. Wir sind ja, Gott sei Dank, nicht bloß Hausfrauen, die sich ergebenst vor dem Willen des Gebieters ducken müssen,“ sagten sie.

Edith hatte ihnen beigegeben. Die Stellungnahme stolzer Unabhängigkeit gefiel ihr außerordentlich. Das mußte doch der Frau Rückhalt und ein Gefühl von Freiheit in der Ehe geben. Sie sah auch, wie die Männer das respektierten: der klingende Erfolg imponierte ihnen, allen!

Hier, zum ersten Mal, als die Schwiegermutter ihr in schlichten, oft etwas unbeholfenen Worten ihr Leben enthüllte, fühlte Edith einen Zweifel an der Weisheit der modernen Lebensauffassung. Was wollten denn die



Fritz Volz, Basel.

Motiv bei Hurden am Zürichsee.

Frauen? Für die höhere Bewertung ihrer Mitschweftern eintreten! Und dabei drückten sie selbst wieder mit maßloser Ueberhebung auf den größten Teil der Frauen, verfielen sie in den Fehler der Männer, das Geistige zu sehr zu überschätzen!

War das, was Frau Volker und mit ihr Hundert-

tausende ihr Leben lang getan hatten, keine Arbeit, die ihres Lohnes wert war? Brauchte ein solches Dasein nicht ebenfalls eine stetige Schaffensfreude, eine ernste Hingabe, treue Pflichterfüllung und viel, viel Selbstaufopferung? Umso mehr, als der äußere Erfolg, die sofortige Anerkennung hier ja fehlten!

(Fortsetzung folgt).

Wagneriana.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Wagners Buddhismus. Tristan und Isolde. Wagner im Hotel Schweizerhof zu Luzern.

(Schluß).

Wir haben uns etwas länger bei Tristan und Isolde aufgehalten, weil Luzern ein gewisses Anrecht hat darauf. Im Hotel Schweizerhof ist der letzte Akt geschrieben worden, und Luzern hat immer eine große Anziehungskraft ausgeübt auf den Meister. Hat er doch in der Zeit seines größten Glückes, im Sonnenschein königlicher Gunst wandelnd, sein Luzern nicht missen mögen und sich in der Villa Tribschen ein ihm ausagendes Künstlerheim eingerichtet. Und da der Schreiber dieser Zeilen ein Luzerner ist, so wird man ihm sein besonderes Interesse für Tristan und Isolde nachsehen, obwohl man anderseits nicht verschweigen darf, daß Wagner gerade damals, als er an dieser Oper arbeitete, vom Luzerner Publikum keine hohe Meinung hatte. Er macht sich über dieses lustig, daß es mit wahren Fanatismus seinen Schlafrock täglich bewundere. Auch der Hotelier kriegte dann und wann eins weg, besonders als Wagner andern Gästen zuliebe sein hübsches Appartement, an der Sonne gelegen, aufgeben mußte, gegen welchen Verdruss er sich nur mit der unverdrossenen Arbeit an der der Vollendung entgegengehenden Oper wappnen konnte. Ja, in einer Art Galgenhumor sang er seiner Zimmerjungfer, dem Breneli (Berena Weidmann, die später in Wagners Dienst trat), nach einer Volksmelodie die Verse vor:

„Im Schweizerhof zu Luzern,
von Heim und Haus weit und fern —
da starben Tristan und Isolde,
so traurig er und sie so holde:
sie starben frei, sie starben gern,
im Schweizerhof zu Luzern —
gehalten von Herrn
Oberst Seegeffern . . .“

Hätte Breneli Lateinisch gekonnt, so würde sie wohl gedacht oder gesagt haben: Quandoque dormitat et bonus Homerus! Auch dem guten Homer gelang nicht alles!

In den Parterreräumen des Schweizerhofes befand sich damals ein renommirtes Damenkleidergeschäft. Als sich nun Wagner an den dritten Akt von Tristan und Isolde machte, da erzählten er, wie mir Augenzeugen erzählten, in diesem Magazin und bestellte sich samtene, mit Seide gefütterte Kniehosen und einen eben solchen Faustmantel. Als ihn die Inhaberin des Geschäfts aufmerksam machte darauf, daß man hier sonst nur Aufträge für Damen entgegennehme, antwortete Wagner galant: „Nur zarte Damen Hände können schaffen, was mir paßt!“ In diesem Kostüm, in welchem ihn wohl die Luzerner von der Straße her am Fenster erblickten, konnte man ihn später, als er in der Tribschen wohnte, auch im Freien, ja selbst auf Bäumen sehen.

Er vermied es sonst, unter der Bewohnerchaft Luzerns gesellschaftlichen Anschluß zu erhalten oder sich suchen zu lassen; doch verschmähte er es nicht, in der Bierstube zum „Dubeli“ vorzusprechen und dort mit Leuten aus dem Volke zu plaudern. Auch die bairischen Familien Spee und Bassenheim, die damals zeitweise in Luzern wohnten, verkehrten mit ihm. Ein Brandfall, den Wagner zu beobachten Gelegenheit hatte, wobei ihm das mutige Arbeiten der Luzerner Feuerwehr besonders imponiert haben muß, veranlaßte ihn, dieser einen von ihm

komponierten Männerchor zu widmen. Er ist wohl wenig bekannt und vielleicht einzig abgedruckt in Gilardonis „Allgemeinem Feuerwehrkommersbuch“. Er ist nur neun Takte lang, enthält aber doch zweimaligen Tempowechsel und verleugnet in seiner markigen Kraft seinen Urheber nicht. Der „Wahlpruch“ heißt:

Treue sei unsre Zier,
Liebe sei das Panier,
Tatkraft unser Wort,
Gott unser höchster Hort!

(8. November 1869).

Er genügte sich selbst. Er ging durch die Straßen wie einer, der in einer ganz andern Welt wohnt, ohne nach rechts und nach links zu blicken. Sobald aber einer seiner Freunde bei ihm war, dann schien er wie verwandelt zu sein. Oft besuchte er mit Bülow, dem berühmten Dirigenten und Klaviervirtuosen, das Delikatessengeschäft Widt. Dann hieß es: „Hans, was magst?“ Und mit seinem Kennerblick wußte Wagner das Beste herauszufinden; besonders liebte er gebratene Rebhühner. Wie Wagner Bülows für ihn sehr wertvolle Freundschaft lobnte, trat klar zutage am 25. August 1870, als Wagner sich mit Bülows Gattin Cosima, einer Tochter Liszts und der Gräfin d'Algoût, in der protestantischen Kirche zu Luzern trauen ließ, nachdem sie ihm schon am 6. Juni 1869 (!) den ersten Sohn, Siegfried, geschenkt hatte. Sie lebt noch, und darum wollen wir nicht weiter von dieser etwas fadensteichigen Geschichte reden, so wenig, als wir Nachforschungen anstellen wollen über die Begründetheit jener Fama, die zwei Knaben aus der Neustadt in nahe verwandtschaftliche Beziehung zu Richard Wagner bringen wollte . . .

Von seinem Luzerner Aufenthalt im Schweizerhof vernehmen wir auch noch, daß die Melodie des Hirten im dritten Akt, wo sie das Nahen des Schiffes verkündet, Hirtenbuben aus der Umgebung Luzerns abgeläuscht wurde. Ich habe sie in der Tat auch gehört von Gassenjungen in Beckenried.

Eine andere Luzerner Episode, die uns Wagner selbst erzählt, ist die Beschreibung der Fronleichnamsprozession. Hier lernen wir nun freilich an Wagner eine Eigenschaft kennen, in der wir, wie in seinem Buddhismus und seinen Scheirungen, nicht mit ihm einig gehen können. Schon in den Briefen aus Venedig an Mathilde Wesendonk kommt eine Stelle vor, die uns eine der dunkelsten Seiten seines sonst groß angelegten Wesens enthüllt, nämlich seinen fanatischen Priesterhaß. In seiner Beschreibung der Fronleichnamsprozession nun nimmt dieser geradezu blasphemische Formen an, sodaß ich mich scheue, die Stelle hier wiederzugeben. Es ist das um so verwunderlicher, als Richard Wagner später in seinem Parzival so vieles von der Liturgie des Altarsakramentes entlehnt, ja sogar den Parzival des Wolfram von Eschenbach in diesem Sinne korrigiert hat, indem er aus dessen Gräfe, der nur ein Edelstein war, die Schüssel mit dem Blute des Herrn machte. Mag es auch zu weit gegangen sein, wenn man mit dem Spanier Domenich Español den Parzival Wagners geradezu als eine Apologie des Katholizismus auffassen wollte, so stünde es uns doch nicht zu, ihn dafür zu tadeln, ein solches Buch verfaßt zu